

INTERVIEW MIT PROF. DR. ACHIM LANDWEHR

Im September erschien Achim Landwehrs Die anwesende Abwesenheit der Vergangenheit. Essay zur Geschichtstheorie, ein Buch, das von Fach- und allgemeiner Presse als ein wichtiges Werk zur Geschichtstheorie begrüßt wurde. Über „die Geschichte“, „das Historische“ und das Wesen von Chronoferenzen und Zeitschaften sprach Michael Heinze mit dem Autor.

Im Nachwort zu *Die anwesende Abwesenheit der Vergangenheit* skizzieren Sie die Entstehungsgeschichte des Buches und stellen fest, dass „ganz im Sinne der Unvorhersehbarkeit von Chronoferenzen [...] aus diesem Mischmasch [von Materialien] nun ein Buch geworden“ (317) ist. Aber was war Ihre Motivation, sich diesem Thema wieder und wieder zu widmen?

Da gibt es verschiedene Motivationen, würde ich sagen. Eine Motivation hat zunächst fachliche Gründe. Innerhalb der Geschichtswissenschaften ist es tatsächlich so, dass Theorie – etwas vorsichtig formuliert – nicht gerade den allerbesten Ruf und auch nicht die allerhöchste Priorität hat. Platter formuliert neigen Historikerinnen und Historiker nicht zum Theoretisieren. Das kann man an ganz banalen Umständen festmachen. Es gibt bei den vielen hundert historischen Lehrstühlen in Deutschland genau einen einzigen, der „Geschichtstheorie“ im Titel führt. In anderen Fächern ginge so etwas gar nicht. Aber man kann problemlos eine geschichtswissenschaftliche Universitätskarriere – zumindest in Deutschland – hinlegen, ohne jemals irgendwas mit theoretischen Fragen zu tun gehabt zu haben. Das halte ich für zumindest wissenschaftlich problematisch, und deswegen sehe ich mich auf einer Mission, wenn man möchte. Da bin ich bei weitem nicht alleine unterwegs, nur um das klar zu machen, aber ich glaube es geht allen so, die sich mit Geschichtstheorie beschäftigen, dass sie auch immer wieder deutlich machen wollen, wie wichtig solche allgemeinen, theoretischen Fragen für das Fach sind. Ich sehe mich nicht als Erneuerer dieses Fachs. Viel wichtiger ist die intrinsische Motivation, und wo die herkommt, weiß ich ehrlich gesagt gar nicht, da müsste ich jetzt nicht nur autobiographisch, sondern wahrscheinlich autopschoanalytisch vorgehen und mich fragen, warum ich mich für solche theoretischen Dinge interessiere. Ein ganz konkretes Moment ist für mich diese eigentlich sehr triviale Wechselwirkung zwischen theoretischen Fragen und empirischem Arbeiten, sprich in dem Moment, in dem ich mich mit theoretischen Belangen auseinandersetze, vor allem auch mit solchen theoretischen Belangen, die außerhalb des engeren Kreises der Geschichtswissenschaften liegen, verändert sich meine Brille und verändern sich die Brennschärfe und Brennweite dieser Brille und ich sehe damit andere Dinge. Ein dritter Punkt: Es ist zwar einerseits enorm wichtig, glaube ich, das zu theoretisieren, andererseits – und das versuche ich auch in dem Buch deutlich zu machen – bin ich der Überzeugung, dass es aufgrund dieses Gegenstands gar nicht *die* Theorie geben kann. *Die* Geschichtstheorie gibt es nicht; es gibt geschichtstheoretische Bemühungen und es gibt vielleicht eine Art Subdisziplin oder wie man das nennen möchte, aber ich hege große Bedenken gegenüber allen Geschichtstheorien oder Geschichtsphilosophien, die uns gewissermaßen *eine* Theorie

über Geschichte geben. Mit diesem doppelten Singular habe ich ein ganz enormes Problem und deswegen liegt es, wenn man so möchte, in der Natur der Sache, dass ich gar nicht ans Ende komme. Zumindest solange nicht, bis wir den Zustand post-historischer Stabilität erreicht haben, bei dem wir sagen können: „So, jetzt ändert sich nichts mehr.“ Dann könnte man vielleicht eine Theorie über die bis dahin abgelaufene Geschichte aufstellen, aber das wäre dann wahrscheinlich auch nur eine Geschichte und keine Theorie. Aber solange wir diesen posthistorischen Zustand nicht erreicht haben, kann es auch gar kein Ende geben und ich bin froh, dass meine Neugier auch nicht aufhört.

Hat die Arbeit am Buch andere Projekte, an denen Sie arbeiten, beeinflusst?

Ja, auf jeden Fall. Vorher habe ich ja was gemacht zur Zeitauffassung und zur Erfindung von Gegenwart im 17. Jahrhundert, und diese Beschäftigung mit Zeit hat mich auch anders auf diese geschichtstheoretischen Fragen blicken lassen. Also faktisch ist das Buch in der ersten Form viel älter als das Buch zum 17. Jahrhundert und die beiden haben sich immer ein bisschen gegenseitig beeinflusst. Aber auch das, was ich jetzt versuche zu konzipieren, ist, wenn man so möchte, der Versuch, das mit mehr empirischem Leben zu füllen, was ich hier theoretisch ausformuliert habe. Kommende Projekte werden dann auch nicht einfach nur postulieren, dass es Chronoferenzen gibt und sonstiges, sondern da möchte ich eher zeigen, wie es denn aussieht, wenn man sich auf die Chronoferenzen einlässt und das heißt ganz konkret auch eine andere Art und Weise von Geschichtsschreibung. Ich bin definitiv nicht der erste, der auf so eine Idee gekommen ist und auch definitiv nicht der erste, der es macht, aber der *Mainstream* des historischen Arbeitens, nicht nur in den Geschichtswissenschaften, funktioniert natürlich anders, funktioniert mit einem relativ banalen und trivialen Verständnis von dem, was Zeit und Geschichte sein könnte und ich glaube, da müsste man anders vorgehen, zumindest um zu zeigen, dass es auch anders geht. Ich glaube nicht, dass man, oder dass ich dazu in der Lage wäre, jetzt historische Standards neu zu formulieren, da bin ich relativ nüchtern. Das muss auch notwendigerweise in einem Essaystadium bleiben, weil in dem Moment, in dem ich behaupten würde, es ist nicht nur ein Versuch, sondern es ist die Theorie, dann hätte ich mich selbst missverstanden.

Sie haben ein Interview mit dem Deutschlandfunk¹ gemacht und in einer kurzen Einleitung dazu mutmaßt Rainer Kühn – zwar im Sinne eines Kompliments – aber dennoch, dass Ihr Buch ob seiner Komplexität wohl keine allzu große Leserschaft zu erwarten hat. Sehen Sie das auch so? Was war Ihr intendiertes Lesepublikum? Fachkollegen, die interessierte Öffentlichkeit- was immer die sein soll-, für wen haben Sie geschrieben?

Also im besten Fall für alle. Ich habe einerseits für die Fachkollegen geschrieben, ja das stimmt. Aber es fällt eben auf, dass man berechtigterweise immer noch auf die großen Lichtgestalten zurückgreifen kann, also Reinhart Koselleck ist sicherlich derjenige, der auch über die Fachgrenzen hinaus am bekanntesten ist, oder Johann

¹ www.deutschlandfunk.de/geschichtstheorie-aussagen-zum-historischen-als-aussage.1310.de.html?dram:article_id=375511

Gustav Droysen. Kosellecks zentrale Arbeiten, die immer wieder zitiert werden, sind in den 1970ern geschrieben worden. Johann Gustav Droysens Vorlesungen stammen aus den 1850er Jahren. Natürlich gibt es andere Autoren, das ist gar keine Frage, aber es ist nicht so, dass wir es mit einer unglaublich intensiven und wahnsinnig ausgefeilten geschichtstheoretischen Debatte zu tun hätten. Ich wollte eben kein Buch nur für die Fachkollegenschaft schreiben. Vor allem auch, weil das Thema so ubiquitär ist, dass man daran nicht vorbeikommt. Ich würde auch sagen, man muss relativ nüchtern feststellen, dass die Arten und Weisen, wie wir in der deutschen und in den europäischen Gesellschaften und Kulturen über Geschichte reden, wie wir in den westlichen Kulturen generell über Geschichte nachdenken, wesentlich stärker durch nicht fachwissenschaftliche Gruppen und Medien beeinflusst wird. Das geht in der Schule los, das geht über Massenmedien weiter etc. Also der Bedarf nach allem Historischen ist wahnsinnig groß, aber der wird eben nur zu einem relativ kleinen Prozentsatz durch die Fachwissenschaft abgedeckt, was ich auch kein Manko finde. Ich kann mich nicht mit irgendetwas beschäftigen, das es nicht mehr gibt. Ich tue es aber trotzdem. Was für Folgerungen ergeben sich daraus? Wie gesagt, das ist zumindest als eine allgemeine, abstrakte Idee für alle relevant, von der Geschichtslehrerin bis zum Fernsehredakteur oder bis zu den Museumsmachern usw., die sich damit beschäftigen. Meine Idee dabei war, das Buch so zu machen, dass es auch ein bisschen Spaß machen soll. Deswegen immer diese eingestreuten Geschichten, und ich glaube, daran kann man auch eine ganze Menge lernen und nicht nur im Sinne des Lernens durch die Illustration, sondern auch tatsächlich durch Thesenbildungen, die da schon vorgeprägt werden und besser fassbar werden als man es mit allgemeinen Theorien oder abstrakten Formulierungen und Definitionen machen könnte.

Sie beginnen den Essay mit einer Zeitreise und- um mal einen Charakter aus einer bekannten SciFi-Serie zu zitieren: „Time travel gives me a headache“ – Sie führen dem Leser sofort eine Reihe von fundamentalen paradoxalen Fragestellungen vor Augen. Sie verlieren also keine Zeit den Leser zu warnen, dass er viele bisher gehegte Vorstellungen darüber, was Geschichte und Vergangenheit und so weiter ist, bereit sein muss kritisch zu hinterfragen. Braucht es für diesen allgemeinen Leser Courage, sich darauf einzulassen, auf diese Gedankenexperimente?

Theorie, glaube ich, braucht immer Courage, zumindest in dem Sinne oder in dem Moment, in dem sie Gewissheiten hinterfragt, aber das wäre für mich auch eine fundamentale Funktion von historischem Arbeiten. Das ist weniger eine theoretische als eine politische Aussage oder sagen wir zumindest auch eine theoriepolitische Aussage, denn mit jeder Theorie versuche ich ja nicht nur, auf einer mehr oder weniger allgemeinen Ebene Beschreibungen eines bestimmten Gegenstands abzugeben, sondern ich positioniere mich ja auch automatisch, wenn auch auf noch so abstrakte Art und Weise in einer letztlich politischen Debatte. Das ist eine Debatte, mit der ich ja bestimmte Beschreibungen davon abgebe, wie die Welt funktioniert, wie sie aussieht und was unsere Wirklichkeit ausmacht, also wie diese Beschreibungen be-

schaffen sind und welche ich für überzeugend halte und welche ich für weniger überzeugend halte. Insofern bewegen wir uns da im gesellschafts- oder theoriepolitischen Bereich. Und wenn ich mit diesen Paradoxa anfangen, ist das eine gewisse Herausforderung und erfordert auch eine gewisse Courage, ist aber eben auch gleich diese theoriepolitische Position, die im Kern darauf hinausläuft, dass für mich das Interessante an der Beschäftigung mit abwesenden Zeiten, mit vergangenen und zukünftigen abwesenden Zeiten darin besteht, eigene Selbstverständlichkeiten zu hinterfragen, und das ist zumindest schon etwas diametral anderes als auch hier wieder der *Mainstream* mit Geschichte verbindet. Was verbinden wir normalerweise mit Geschichte und was wird uns normalerweise, auch hier wieder beginnend im Schulunterricht bis zu Fernseh-Zehnteilern usw., erzählt? Wozu brauchen wir Geschichte? Zur Orientierung und zur Identifikation. Wir stellen historische Fragen, weil wir wissen wollen, wie wir denn in die Situation, in der wir uns gerade befinden, gelangt sind auf dem Weg der Zeitschiene. Und wir stellen historische Fragen, weil wir wissen wollen, wer wir sind. Ich beobachte das ja auch gerade live und aktuell mit Blick auf das Reformationsjubiläum. Es werden immer wieder die gleichen Fragen gestellt: Wer war Luther? Wer ist Luther für uns heute? Was würde Luther heute zu uns sagen? Luther als Identifikationsangebot, Luther als Zeitgenosse, Luther als der erste Wutbürger, Luther als der große Befreier, Luther als der Reformator der deutschen Sprache. Das sind alles Antworten, die schon gegeben werden auf implizierte Fragen, nämlich Fragen nach der Orientierung, nach der Identifikation. Ich würde theoriepolitisch sagen, genau das ist nicht die Aufgabe von historischen Auseinandersetzungen, sondern historische Auseinandersetzung sollte auf unterschiedlichen Ebenen darauf hinauslaufen, solche – vermeintlich sicheren – Positionen, die wir meinen gewonnen zu haben, zu unterminieren und sie zu verunsichern. Das ist auch eine und eine ganz wesentliche politische Aufgabe, die historischem Arbeiten zugeschrieben wird. Historischen Arbeiten werden ganz zentrale Aufgaben zugemessen für die Konstitution dieses Staates und dieser Gesellschaft etc. Der Bedarf nach Geschichte ist groß, lässt zumindest nicht nach und wächst auf ganz vielen Ebenen in historischen Kontexten und üblicherweise in dem Sinn, dass man sagt, hier wird zur Orientierungsleistung gearbeitet und hier werden die Identifikationsangebote gemacht. Ich würde da ganz klar gegensteuern wollen. Wenn man nämlich anfängt, relativ triviale Fragen zu stellen, dann bröckelt dieses ganze Gebäude oder bekommt zumindest ordentliche Risse, und wir müssen es eigentlich neu zusammenbauen. Das haben andere schon durchaus entdeckt, aber komischerweise werden in den Fachdebatten (aber darüber hinaus sowieso) die Konsequenzen daraus nicht gezogen.

Ich verstehe Ihr erstes Kapitel, „Gottersatz“, als Aufriss ihrer Idee, in der Sie relativ selbstverständlich mit Begrifflichkeiten umgehen, die Sie dann später weiter ausführen. Und ich möchte Sie einmal um eine Definition des Begriffs Chronoferenz bitten, der für Ihre Argumentation entscheidend ist.

In seiner banalsten Form ist eine Chronoferenz ein Kunstbegriff, den ich entworfen habe, und in seiner trivialsten Form geht es darum, dass jede Gegenwart beständig damit beschäftigt ist, sich auf Zeiten zu beziehen, die nicht mehr oder noch nicht

existieren. Menschen und Kulturen machen das andauernd, wir beziehen uns ständig, und zwar sowohl im persönlichen als auch im kollektiven Leben, auf Zustände, die vergangen sind. Es beginnt nicht erst mit der morgendlichen Zeitungslektüre, in der man erfährt, was gestern alles passiert ist. Das muss auch nicht nur historisches Arbeiten sein, das kann das Tagebuchs Schreiben sein, das betrifft genauso alle möglichen Formen von Planung, Vorsorge, Absicherung, sich Sorgen machen, was zukünftige Entwicklungen angeht. Wenn man diese Chronofenzen dann ernst nimmt, müsste sich eigentlich auch unser sehr banales Zeitverständnis verändern, ein Zeitverständnis, das dann eben eigentlich nicht mehr linear funktioniert. Sondern wir müssten uns viel eher beschreiben als Menschen und als Kulturen, die in einer bestimmten Gegenwart existieren und die von dieser Gegenwart aus ständig damit beschäftigt sind, sich auf vergangene und zukünftige abwesende Zeiten zu beziehen und zwar parallel zueinander auf vielfältige Art und Weise. Wir haben nicht nur diese eine Gegenwart und nicht nur diese eine Vergangenheit und nicht nur diese eine Zukunft. Bei Zukunft ist es vielleicht relativ offensichtlich, weil wir sie ohnehin mit Unsicherheit verbinden. Wichtig für die historische Frage finde ich, dass sich das eben auch und gerade mit Blick auf die Vergangenheit so ergibt. Wir haben nicht die eine Vergangenheit, die feststeht und sicher ist. Das ist ja eine der großen Illusionen, mit denen historisches Arbeiten umgeht, dass man bei historischem Arbeiten eben deswegen Identität und Sicherheit und Orientierung gewinnen kann, weil sie möglicher Kontingenz entzogen ist. Das stimmt in gewisser Weise, das, was passiert ist, ist passiert und passiert nicht mehr anders. Worauf wir uns aber beziehen, sind Erzählungen, die gestrickt werden zwischen diesen Vergangenheiten und unseren Gegenwarten, die Vergangenheit ändert sich nicht, aber die Chronofenzen die jeweils gestrickt werden, die ändern sich permanent. Auch das kann man an einem relativ banalen Beispiel fest machen: Im Prinzip kann man jede politische Debatte, die wir führen, in solche chronofenziellen Streitigkeiten übersetzen. Das wird vielleicht jetzt gerade besonders offensichtlich, bei all den auch sehr aufgeheizten Debatten, wenn es um den Rechtspopulismus geht etc. Das sind nicht zuletzt genau die Fragen darüber, welche Vergangenheit man denn gerne hätte. Und da sind völlig konträre und unterschiedliche Angebote auf dem Tisch. Weder Herr Höcke, noch Frau Merkel würden bestreiten, dass es den Nationalsozialismus und Adolf Hitler gegeben hat. Wie man sich allerdings darauf beziehen soll, das ist eine chronofenzielle Frage. Wir knüpfen die ganze Zeit mit historischem Arbeiten an dem Teppich, auf dem wir dann stehen. Und mir wäre es wichtig, mit den Chronofenzen uns erst einmal den Teppich unter den Füßen wegzuziehen, auf dem wir so selbstverständlich zu stehen scheinen, um zu zeigen, dass wir ein Problem haben, wenn wir uns selbst den Teppich unter den Füßen wegziehen.

Dabei sind wir auch eigentlich bei Gegenwart im Plural.

Die Gegenwart ist durchaus eine problematische Begrifflichkeit, aber auch das nicht nur für den Lebensalltag, nicht nur für historisches Arbeiten, sondern es gibt eine gewisse philosophische Debatte darüber, was Gegenwart sein könnte, oder jetzt gibt es eine physikalische Debatte darüber etc. Auch da findet man – Gott sei Dank –

keine einhellige Meinung darüber, was denn nun die Gegenwart ist und wie man sie definieren könnte. Zumindest in einem kulturellen oder kulturhistorischen Sinne würde ich vorschlagen, dass Gegenwart der Zeitraum ist, in dem die Dinge noch reversibel sind. Es gibt Gegenwarten, die sind wahnsinnig kurz, weil man sich von einer Sekunde auf die andere entscheiden muss, und danach ist die Gelegenheit vorbei, und die Dinge lassen sich nicht mehr umkehren, sondern sind tatsächlich geschehen. Andere Gegenwarten, die uns politisch, gesellschaftlich, kulturell viel eher interessieren, können wesentlich größer sein. Das können Jahre und Jahrzehnte an Gegenwarten sein. Also wenn man von „zu spät“ oder „zu früh“ spricht, weiß man, die Gegenwart ist noch nicht oder nicht mehr da. Aber solange die Dinge eben noch umkehrbar und beeinflussbar bleiben, kann man davon sprechen, dass sich Menschen bzw. Kulturen in einer solchen Gegenwart befinden. Aber sie existieren eben auch parallel zueinander, weil diese Gegenwarten ja auch jeweils unterschiedlich beschrieben werden. Das sind eben keine faktischen, feststehenden Einheiten.

Was machen denn so Diskussionen, wie die Diskussionen jetzt um die postfaktische Gesellschaft und „alternative facts“? Nicht nur für die Diskussion jetzt, sondern was wird sie oder was könnte sie mit zukünftigen Chronoferenzen machen? Also der Verknüpfbarkeit dessen, was wir jetzt grade mit der Diskussion um Fakten tun.

Dieses Phänomen ist ja überhaupt nicht neu. Die Aufmerksamkeit und zum Teil natürlich auch die Frechheit und die Unverschämtheit, mit der sie eingesetzt werden, die hat eine andere Qualität. Aber wir tragen alle jede Menge „postfacts“ mit uns rum, bemerken das aber üblicherweise gar nicht mehr. Ich würde mal sagen, das wäre eine Art und Weise, wie man historisches Arbeiten beschreiben könnte, nämlich einerseits Fakten herzustellen, die sich dann aber nach einer gewissen Weile gar nicht als so sicher herausstellen und ständig an der Aufklärung über falsche Fakten zu arbeiten. Das machen wir permanent. Das sind dann die berühmten historischen Mythen oder die vergessenen Geschichten aus der Vergangenheit oder sonst was, die da ausgegraben werden. Es gibt eben manche dieser Zeitbezüglichkeiten gibt, die ungemein stabil sind, weil sie wahnsinnig plausibel sind, selbst wenn sie nicht den Tatsachen entsprechen, aber manche dieser Mythen kennt man aus allen möglichen Zusammenhängen. Die lassen sich nur mit wahnsinnig großer Schwierigkeit austreiben, falls überhaupt. Weil eben die gute Erzählung und das plausible Narrativ, das eben nochmal diese ganz fundamentalen Fragen beantwortet „Wer sind wir?“ „Wo kommen wir her?“ Dafür funktionieren sie wesentlich besser, als das zweifelnde und die ganzen Schwierigkeiten aufzeigende Nachbohren und Nachgrübeln darüber, dass man vielleicht gar nicht so genau weiß, was unter Umständen passiert ist.

Sie schreiben, jede Beschreibung ist zunächst auch eine Beschreibung vorhergehender Beschreibungen. Was mich jetzt als Literaturwissenschaftler interessiert, kreierte Fiktion, die sog. schöne Literatur, die Belletristik, Chronoferenzen im Historischen?

Ja, definitiv, und zwar in gewisser Weise und auf einer gewissen Ebene sicherlich wesentlich effektiver, als das historische Geschehen könnte, weil es das wesentlich verdichteter und ästhetisch wesentlich ansprechender tut. Und vor allem, weil dem fiktiven Schreiben etwas zueignet, was sich die Historie niemals leisten kann. Die ganzen Fragen nach Wahrheit und Wirklichkeit und Verbindlichkeit und Faktizität, die lassen sich ja eigentlich letztendlich nur im Fiktionalen beantworten. Es gibt nur eine einzige Welt, die von sich behaupten kann, dass man sie nicht anzweifeln kann: das ist die fiktionale. Am Nicht-Fiktionalen kann ständig Zweifel angemeldet werden, aber die Autorin ist Herrin über ihren Kosmos. Sie kann beschreiben, was darin funktioniert, und da hat auch keiner reinzupfuschen. Da gibt es keinen anderen Gott, der sagen kann, er will auch gern mitmachen. Der fiktionale Kosmos ist in sich geschlossen und in sich völlig hermetisch und logisch aufgebaut. Für alles Nicht-Fiktive gilt das nicht. Deswegen die Frage nach Wahrheit und nach Faktizität kann man nur im Fiktionalen sinnvoll stellen bzw. beantworten. Im Nicht-Fiktionalen geht das schlicht und ergreifend gar nicht mehr. Aber das Fiktionale entsteht ja nun mal auch im Faktischen und wird daraus geboren und hat auch seine Rückwirkung darauf und muss auch in dieser nicht-fiktionalen Welt anschlussfähig bleiben. Ein Roman gelingt ja nur, wenn die Leser damit irgendetwas anfangen können. Wenn das mit ihrer faktischen Welt nichts zu tun hätte oder unverständlich bliebe, dann würden sie es auch nicht konsumieren und rezipieren. Ich will da gar nicht so sehr von Sprung reden, sondern vielmehr von dieser permanenten Verpflichtung von fiktionaler und nicht-fiktionaler Welt. Auch da gibt es im historischen Kontext so viele Belege, wie einflussreich bestimmte narrative Formen, aber auch bestimmte Figuren oder Begrifflichkeiten, Vorstellungswelten aus der Literatur sich in der nicht-fiktionalen Welt wiederfinden.

Ich muss mal eine haarspalterische Frage stellen: Beschreibung ist eine Beschreibung vorhergehender Beschreibung. Wie gehen Sie mit den Zeitzeugen um, mit dem Augenzeugen, der etwas erlebt, was wir jetzt als historisches Ereignis bezeichnen würden, sich am Abend hinsetzt und sein Tagebuch dazu verfasst? Ist das der Anfang, von dem Sie ja sagen, dass es den nicht geben kann?

Der Zeitzeuge ist vielleicht sogar das beste Beispiel dafür, dass jede Beschreibung auf eine vorherige Beschreibung abzielt. Ich zäume das Pferd mal von hinten auf. Das grundsätzliche Problem – nicht nur des Zeitzeugen, sondern des Zeugen generell – ist, nun mal, dass er alleine ist – üblicherweise. Zumindest mit seiner Beschreibung ist er dann alleine. Nehmen wir als Beispiel den Reichstagsbrand. Selbst wenn es dafür hunderte oder sogar tausende von Zeugen gab, jeder Zeuge zeugt zunächst mal für sich alleine. Die Perspektive, die er einnimmt, und die Beschreibung, die er vorlegt, die legt er tatsächlich alleine vor und muss dafür auch tatsächlich gerade stehen. Wie kann man feststellen, ob die Beschreibung, die ein Zeitzeuge vorlegt, stimmt oder nicht? Das kann man nicht am Ereignis selbst fest machen, sondern immer an anderen Beschreibungen, die auch schon vorliegen. Da gibt es keine ursprüngliche Beschreibung. Noch viel schlimmer ist es für den Zeitzeugen, der ganz

allein für ein Ereignis bürgen muss und tatsächlich keinen Abgleich machen kann. Der ist nämlich in einer massiven Problemsituation, weil wir dann überhaupt keinen Abgleich mehr haben. Dann geht es nur noch um eine Vertrauenssituation. Das ist das Problem des Zeugen generell, da kann man jetzt in einer zweiten Stufe gerade beim Zeitzeugen noch die zeitliche Distanz mit einbauen. Die Nähe zu einem Ereignis ist sicherlich von Bedeutung und ist auch wahrlich nicht irrelevant, denn die Probleme wachsen, je größer die Zeitspanne ist, mit der man sich vom beschriebenen Ereignis entfernt. Diese ist aber auch kein Garant dafür, dass diese Beschreibung, die da abgeliefert wird, aufgrund einer großen zeitlichen oder historischen Nähe akkurat oder wahr sei. Ein dritter Punkt ist eher ein Argument für die Literaturwissenschaftler: Diese Beschreibungen sind auch deswegen nicht ursprünglich, weil sie immer schon in bestimmte Formen gepackt sind. Wir haben es ja immer mit einem bestimmten Formenangebot zu tun, wir haben es mit bestimmten Plausibilitäten zu tun, mit Kausalitäten, die automatisch eingebaut werden. Wenn ich eine kohärente Erzählung abliefern will, dann muss ich auch bestimmten Kohärenzregeln gehorchen. Diese sind ja schon längst da und haben nichts mit dem Ereignis an sich zu tun. Deswegen kann man hier nicht mehr von Ursprünglichkeit oder sonst was sprechen. Ich halte das auch gar nicht für ein Manko. Ich denke nicht, dass das ein Problem ist. Es ist eher ein Hinweis darauf, dass wir eben auf genau solche Dinge achten sollten und so was eben auch konstitutiv in unsere Arten und Weisen des Fragens mit einbeziehen sollten. Nämlich immer die Selbstbefragung, wenn wir so etwas machen, was machen wir denn dabei? Jede Beschreibung ist eben nicht nur irgendeine Beschreibung, sondern jede Beschreibung bringt überhaupt erst das hervor, von dem sie vorgibt, es nur noch abzubilden. Auch da sind wir wieder in dieser paradoxalen Schleife drin. Wenn ich Vergangenheiten beschreibe, die vergangen sind, dann kann ich eben nicht so tun, als würde ich nur ein passives Abbild des vergangenen Geschehens abliefern, sondern das Geschehen, das da geschehen ist, kreierte ich gleichzeitig dadurch, dass ich es beschreibe. Und jedes Mal, wenn ich es beschreibe, beschreibe ich es anders, und damit verändert sich die Vergangenheit jedes Mal. Deswegen müssen diese Chronoferenzen auch so dynamische Gebilde sein, weil sie eben nie still stehen.

Im letzten Kapitel führen Sie den Begriff der „Zeitschaft“ ein. Sie beginnen deren Definition in Parallele zur Landschaft, setzen die Zeitschaft dann aber davon ab. Was ist sie nun, diese Zeitschaft, und warum sehen Sie sie als eine Möglichkeit, das Historische neu zu denken?

Zeitschaft ist tatsächlich – das gebe ich gerne zu – sehr neblig oder sehr wolzig. Das ist aber auch durchaus beabsichtigt und entspricht einem gewissen Stand meiner jetzigen Formulierungsmöglichkeiten. Das, was ich gerade vorhabe, ist in einem – zugegebenermaßen sehr lang angelegten – Projekt so eine Beschreibung von Zeitschaft vorzunehmen. Das wird aber noch eine Weile dauern, bis ich damit zu Rande komme, weil es sich natürlich um ein ungemein komplexes Geflecht handelt. Ich habe da jetzt insofern auch kein schlechtes Gewissen, dass ich das nicht so richtig beantworten kann, weil man sich auf räumliche Zusammenhänge rückbeziehen oder

zumindest parallele Schwierigkeiten auf tun kann, die sich bei der Frage stellen „Was ist eigentlich ein Raum?“ oder eben „Was ist eine Landschaft?“ Hat man es nicht deswegen vermeintlich einfacher, weil sie konkret wahrnehmbar sind? Aber selbst bei einer Landschaft ist es schwierig, und bei der Frage nach dem, was ein Raum ist, ist es extrem schwierig zu sagen: „So, hier fangen sie ganz genau an“, wenn man sich nicht auf die Definition des Landesvermessungsamtes einlassen möchte. So eine Linie findet man zumindest in der Landschaft selber nicht wieder, die findet man nur auf der Karte, falls überhaupt. Und damit wären wir wieder bei einer Beschreibung, die irgendwie schon beschrieben sein muss, bevor sie funktionieren kann. Aber der Raum hat ja zumindest noch den Vorteil, dass er sinnlich wahrnehmbar ist. Bei diesem ohnehin schon unmöglich zu definierenden Phänomen der Zeit wird es natürlich viel problematischer, weil es eben nicht sinnlich wahrnehmbar ist, es sei denn in Form von Veränderung, Verfall etc. Aber das ist *per se* noch nicht die Zeitschaft. Also, in der Tat, ich kriege keine bessere Definition hin, als wenn ich sage, dass es das Konglomerat, und zwar das vor allem nicht von vornherein feststehende Konglomerat an zeitlichen Verbindungen ist, das in einer bestimmten historischen Situation von einem bestimmten kulturellen Kollektiv vorgenommen wird. Soll heißen, die Chronofenzen, im Idealfall alle Chronofenzen, die dieses Kollektiv sowohl individuell wie auch kollektiv für sich entworfen hat und die für eine gewisse Zeit Gültigkeit haben, all diese Chronofenzen zählen zu dieser Zeitschaft mit dazu. Es ist erstens sehr komplex und zweites diffus, weil man das nie kartieren können wird. Vor allem ist es deswegen unmöglich, weil man dafür zumindest irgendwann mal die Zeit stillstellen müsste, und es dürfte sich nichts mehr verändern. Aber man kann die Zeitschaft vielleicht insofern doch wieder mit der Landschaft vergleichen, weil auch die sinnliche Wahrnehmbarkeit von Landschaften eben insofern eine Illusion ist, als man ja selbst nie wirklich sagen kann, mit welcher Landschaft wir es hier wirklich zu tun haben. Ich dreh mich einmal um und schon ist die Landschaft eine andere, weil irgendwo ein Blatt runtergefallen ist, irgendwo ist ein Vogel gestorben, irgendwo hat sich ein Wurm in der Erde bewegt. Die Landschaft ist eine andere, sie verändert sich genauso permanent. Das Gleiche gilt für die Zeitschaften eben auch, aber trotzdem kann man ja feststellen, dass es bestimmte, dominante Arten und Weisen gibt, sich auf abwesende Zeiten zu beziehen. Und das ist eben das, was man für eine Zeitschaft dann eben viel eher in den Vordergrund stellen müsste, zumindest diese dominanten Chronofenzen deutlich zu machen, diese Konstitution deutlich zu machen, wer daran beteiligt ist, welche Auswirkungen sie jeweils haben. Und deswegen habe ich auch von einem wolkigen Begriff gesprochen, weil ich immer versucht habe zu schauen, wie man das metaphorisch irgendwie fassen kann, damit man es eben nicht nur bei dieser Zeitschaft belässt.

Ich verstehe Ihren Essay nicht als Kampfansage an die Disziplin, sondern als Aufforderung „to think outside the box“, wie man im Englischen sagt. Würden Sie das auch so sehen?

Ja, unbedingt. Eine Kampfansage wäre zu viel, dafür bin ich auch gar nicht der Typ. Kampfansagen zu formulieren, dafür gibt es andere Kaliber, die so was dann ma-

chen würden. Für mich war es genau das. Vielleicht auch eine Unzufriedenheit mit standardisierten Antworten, weil ich sie nicht überzeugend fand und insofern schon eine Befreiung, aus dieser Box tatsächlich auszubrechen und Dinge nicht mehr für selbstverständlich zu nehmen, die beim ersten Zuhören und auch beim zweiten und beim zweitausendsten Mal dann sowieso eigentlich relativ plausibel erscheinen, und dann nimmt man das eben einfach so hin, weil man ja bequem ist. Also „thinking outside the box“ könnte man auch damit übersetzen, die eigenen Bequemlichkeiten hinter sich zu lassen.

Vielen Dank für das Gespräch.

Achim Landwehr. *Die anwesende Abwesenheit der Vergangenheit: Essay zur Geschichtstheorie*. Frankfurt am Main: S. Fischer 2016.

Weitere Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).